Die Schweiz und der Zweite Weltkrieg : Erinnerungen

Autor(en): **Banz-Andrist, Marie-Luise**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift**

Band (Jahr): **164 (1998)**

Heft 10

PDF erstellt am: **30.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-65368

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Erinnerungen

Marie-Luise Banz-Andrist

Meine Grosseltern väterlicher- und mütterlicherseits wanderten, auf der Suche nach einem Auskommen, um die Jahrhundertwende nach Deutschland aus. Andere zogen damals mit derselben Absicht nach Amerika, Russland oder Argentinien. Sie suchten als Melker, Käser und in anderen bäuerlichen wie nichtbäuerlichen Berufen eine Existenz für ihre Familien und für sich selbst. Mein Vater kehrte später in die Schweiz zurück, konnte aber in den zwanziger Jahren in die Leipziger Zigarrenfabrik seines Schwiegervaters und seines Schwagers eintreten. Ich selbst kam am 29. November 1928 in Bern zur Welt und reiste im Alter von neun Wochen in der Obhut meiner Eltern mit der Eisenbahn nach Leipzig. Es soll ein sehr kalter Februar gewesen sein. Meine ersten Jahre waren glücklich und apolitisch.

Meine Eltern erkannten die drohende Kriegsgefahr und schickten deshalb meinen jüngeren Bruder und mich 1939 in die Schweiz. Wir Geschwister wollten aber wieder nach Deutschland zurück, wo wir alle unsere Schulfreunde und vor allem unsere Eltern hatten. Wir setzten uns schliesslich durch, wunderten uns dann freilich sehr, dass wir in Leipzig nicht einmal mehr die englischen Nachrichten von BBC hören oder Erich Kästner lesen durften. Kritik übten wir allerdings nicht, denn wir hätten dadurch unsere Eltern der Verhaftung und unangenehmen Verhören oder noch Schlimmerem ausgesetzt. Solche Überlegungen stellte ich bereits als Dreizehnjährige an; das Los der Jugend im Totalitarismus.

Wer einen kleinen Garten oder auch nur einen Balkon besass, ergänzte seine magere Ration durch selbst angepflanztes Gemüse, durch eigene Kartoffeln oder Tomaten. Hatte man Glück, konnte man als Nichtraucher mit den Tabakwarenkarten die Fleischration strecken. Bei solchen Operationen galt es allerdings, sich vor bornierten Parteigenossen der NSDAP in Acht zu nehmen, denn die Angst vor dem Gefängnis oder gar dem Konzentrationslager war allgegenwärtig. Diese Angst wird auch ihre Rolle in der eigenen Wahrnehmung gespielt haben, denn ich erinnere mich gut, die gelben Sterne, welche die Menschen israelitischen Glaubens alle trugen, für mich selbst verharmlosend mit den Berufsgewändern christlicher Geistlicher, ja sogar der Förster verglichen zu haben.

Nur nichts sagen, nur nichts fragen, niemandem vertrauen, besonders dem Lehrer nicht: das war für mich als Schülerin meine ganz persönliche Interpretation der Plakate «Achtung Feind hört mit», die an jeder Strassenecke zu finden waren. Gerüchte waren viele zu hören, sie widersprachen sich und waren auf ihren Wahrheitsgehalt nicht zu überprüfen. Dass wir nach einiger Zeit kaum noch Israeliten antrafen, fiel mir allerdings deutlich auf. Doch selbst wenn ich die Tiefe der eigenen Erinnerung auslote, finde ich *aus der Kriegszeit* kein näheres Wissen um ihr Schicksal, als es auch andere, ältere Zeitgenossen wie der damalige Leutnant und spätere Bundeskanzler Helmut Schmidt besitzen (ARD, Ostermontag, 13.4.1998, zirka 21.45 Uhr). Die grösste Sorge war allerdings schlicht das eigene Überleben. Nicht nur unter den tausend Augen von Hitlers Partei, sondern auch unter den Spreng- und Phosporbomben, die uns im Winter 1943/1944 oft dazu zwangen, französische, lateinische und englische Vokabeln im Luftschutzkeller zu büffeln, abgelenkt durch die beruhigenden Detonationen darüber, beruhigend, weil wir zu wissen glaubten, dass man den Direkttreffer des eigenen Kellers nicht mehr hören werde. Trotz elf Brandbomben auf unsere Liegenschaft konnten wir zusammen mit unseren deutschen Nachbarn mit kübelweise aus der nahegelegenen Pleisse geholtem Wasser und mit vorsorglich bereitgestelltem Sand die Brände löschen. Der anschliessende Landdienst in Radeburg bei Dresden bedeutete harte Arbeit, aber auch weniger Bombenalarme und bessere Kost als in der Stadt. Wenn ich die vielen zurückkehrenden Soldaten ohne Beine oder Arme sah, schätzte ich mich glücklich, noch alle Glieder zu besitzen.

Zur Hitlerjugend mussten wir Geschwister nicht. Zur Zeit der Rekrutierung waren wir in der Schweiz gewesen, und danach wird man uns als ausser den schematisierten Abläufen des Apparats liegend vergessen haben. Die totalitäre Degradierung des Menschen erlebten wir trotzdem hautnah. Wen's beim Hamstern erwischte, wurde in einem vergitterten Wagen durch die Strassen gezogen. Jedermann durfte ihn bespucken. Auf einer Tafel erfuhr die Welt: «Ich habe gehamstert, ich bin ein Schwein!» Als Fünfzehnjährige habe ich zum erstenmal einen Erhängten gesehen. Ich werde den Anblick nie vergessen.

Nach Leipzig zurückgekehrt, sah ich auf meinem Schulweg immer wieder mit Zeitungen oder Tüchern bedeckte Tote am Strassenrand. Nach der Schule galt es jeweils, zusammen mit russischen, polnischen und französischen Kriegsgefangenen Trümmer wegzuräumen, was in einer freundlichen, fast kameradschaftlichen Atmosphäre geschah. Wer wie wir noch eine einigermassen intakte Wohnung besass, hatte Ausgebombte aufzunehmen. Ob sie zur aufnehmenden Familie passten, war dem Zufall überlassen. Wir hatten Glück, wurde uns doch ein freundliches, älteres Chirurgenehepaar namens Sonntag zugeteilt.

Besonders gefährdet waren, in unserer jugendlichen Optik, unsere Velos. Wir versteckten sie, um den Razzien zu entgehen, welche mit der Begründung unternommen wurden, das Material werde für die Soldaten an der Front oder für die Waffenindustrie gebraucht. Wir halfen uns gegenseitig, die Velos zu verstecken, je nachdem wo die Razzia zurzeit erfolgte, bald hier bald dort, und so brachte ich mein Gefährt sicher durch den Krieg. In dieser kleinen Welt konnten wir etwas bewirken, die grosse Politik lag weit jenseits unserer Möglichkeiten. Unser Pfarrer, den wir verehrten, sagte mir damals, er wage nicht zu predigen «Gott ist unser Führer», er fürchte sonst, von der Kanzel weg abgeholt zu werden. Die amtliche Losung war vielmehr: «Ein Volk, ein Reich, ein Führer.» Sie wurde bis in die Schulstuben durchgesetzt.

Als der Krieg zu Ende war, war unsere Familie keineswegs am Ende ihrer unangenehmen Erfahrungen mit der Weltgeschichte im Massstab eins zu eins. Meine Mutter, mein Bruder und ich fuhren in einem Rotkreuzwaggon im Juni 1945 von Leipzig nach St. Margrethen. Einige Kleider, eine Nähmaschine, ein Akkordeon und einige Bücher waren all unsere Habe. Damit mussten wir nun als Schweizer für rund 14 Tage hinter Stacheldraht, von Schweizer Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett bewacht. Wir haben uns 53 Jahre lang nie beklagt und tun es auch heute nicht. Es war zwar nicht mehr Krieg, die Lage aber noch immer von der Normalität weit entfernt, und die Behörden standen gewaltigen Herausforderungen gegenüber.

Vater und Onkel waren in Leipzig geblieben, um zu retten, was den Krieg überlebt hatte. Doch da waren sie vom nationalsozialistischen Regen in die kommunistische Traufe geraten. Mit den üblichen totalitären Methoden wurden sie um ihr und unser Hab und Gut gebracht. Vor mir liegt ein amtliches Schreiben der Schweizerischen Delegation in Berlin, welche am 15. November 1952 im Rückblick meinem Vater gegenüber folgenden Sachverhalt festhält: «Ein Kriminalbeamter aus Leizig, der jetzt in Westdeutschland lebt, hat ... erklärt, dass von den Polizeiorganen bei einer erneuten Haussuchung einige Tage später eine in Ihrer Wohnung beschlagnahmte Pistole mit Munition von diesen Organen dort selbst eingeschmuggelt worden sei, um ein Vergehen gegen eine Verordnung der Besatzungsbehörde zu konstruieren. Das gegen Sie eingeleitete Verfahren habe darauf abgezielt, Ihr Unternehmen zu enteignen.» Das wussten mein Vater und mein Onkel damals nicht, aber sie spürten es mit solcher Deutlichkeit, dass sie rechtzeitig über die Zonengrenze flohen. Zurück blieben die Früchte von vielen Jahren fleissiger Arbeit und banger Sorge.

Ich widme diese ganz persönlichen Erinnerungen *allen* Opfern des Nationalsozialismus und des Kommunismus. Selbstverständlich haben sie alle ihr Eigentum zugut. Es ist richtig, wenn sie es zurückerhalten, und zwar von jenen, die es schulden, das heisst von den Rechtsnachfolgern jener, die es geraubt oder genommen oder erhalten haben und *nicht* von der einzigen freiheitlichen und förderalistischen und republikanischen Demokratie, die 1942 zwischen Atlantik und Beringstrasse überhaupt noch existierte. Selbstverständlich haben andere noch viel mehr gelitten als wir. Ich will kein Mitleid, meine verstorbenen Eltern und Grosseltern und auch mein Onkel haben auch keines gewollt. Ich will aber klar und deutlich plädieren für jenen Blick auf das Ganze und jenen Sinn für das Mass, die unentbehrliche Elemente unserer ganzen Zivilisation sind und ohne die wir Gefahr laufen, neuen Totalitarismen zum Opfer zu fallen. Und da sei Gott vor! ■